

Die Vertreibung der Gerta Schnirch

Kateřina Tučková

Prolog

Die buckelige Landstraße bröckelt am Rand in den Graben. Gras wächst aus dem Schotter, über die Steine hüpfen die Räder des Kinderwagens. Mit dem linken Bein ist sie gerade auf den glitschigen Steinchen ausgerutscht, der Knöchel schmerzt. Vermutlich hat sie sich die Sehne gezerrt, sie bemüht sich, den Fuß nicht mit ihrem vollen Gewicht zu belasten. Einige Stunden gehen sie nun schon so, langsam, schleichend, den Kinderwagen eng am Körper, von Zeit zu Zeit stützen sie sich, wechseln sich mit dem Schieben ab. Den Weg können sie schon lange nicht mehr richtig erkennen. Nur manchmal dringen das Licht der Taschenlampen oder die Scheinwerfer der Lastwagen bis zu ihnen. Aber dann pressen sie sich nur noch enger aneinander, beschleunigen ihre Schritte und mit dem über den Kinderwagen geworfenen Mantel schirmen sie die Kleinen ab.

Sie kann nicht genau sagen, wie lange sie schon unterwegs sind. Als ob ihr Weg Jahrhunderte dauerte. Dabei dämmert es noch nicht einmal, es können also nicht mehr als ein paar Stunden sein. Sie ist müde und ihre Begleiterin auch. Sollte sie versuchen, stehen zu bleiben und sich auszuruhen?

Schon einige Male sind sie an Menschen vorbeigegangen, die auf der Erde oder ihrem Koffer saßen, den sie mitgeschleppt hatten. Einige Male haben sie auch gesehen, wie ein junger Mann zu ihnen lief und ihnen den Gewehrkolben auf den Kopf schmetterte. Sie hatte Angst stehen zu bleiben. Trotz der Schmerzen in der Leistengegend und im linken Fuß zwang sie sich weiter zu gehen.

Das Mädchen neben ihr flüsterte, dass sie Durst habe.

Gerta sagte nichts. Sie hatte Wasser für sich und das Kind dabei, aber sie konnte nichts anbieten, solange sie nicht wusste, was sie noch erwartete. Auch sie hatte Durst, aber sie schwieg und schob sich Schritt für Schritt weiter, Gott weiß wohin.

Gott? Dem hatte sie seit langem aufgehört, zu vertrauen. Früher hatte sie zu ihm gebetet, ihn angefleht, ihr zu helfen, etwas zu tun. Irgendetwas, das ihr Leben ändern würde. Dann hatte sie begriffen, dass Gott das nicht für sie tun würde. Aber es war schon zu spät.

Seitdem betete sie nicht mehr und dachte auch gar nicht mehr an Gott. Sie wollte selbst stark genug sein, auch in Momenten wie diesem. Gott weiß nämlich nicht, wo sie jetzt hingetrieben werden, das wissen nur diese wild gewordenen Narren, und am Ende vielleicht nicht einmal die. Solche unreifen Kinder - die Wut schnürte ihr die Kehle zu - ihre Stimmen drangen zu ihr herüber und verloren sich wieder in den Schreien der Menschen vor ihr. Schon mehrmals hatte sie sie auf den Wagenkästen vorbeifahrender Autos gesehen, mit den aufgerichteten Waffen erinnerten sie an den Kopf der Medusa mit ihren in sich verknoteten Haaren aus Schlangen. Eine verbiesterte, zornentbrannte Medusa, eine Mörderin mit dem riesigen, versoffenen Maul des gemeinen Pöbels. Wer sie anschaut, stirbt. Er versteinert oder wird erschossen. Sie hasste sie, aber das war das Einzige, was sie tun konnte. Nur hassen. Aber sich das vor allem nicht anmerken lassen, wenn sie überleben wollte. Sie ging demütig neben ihrer Begleiterin her und schwieg. Die Nacht neigte sich ihrem Ende zu und ging in einen gräulichen Morgen über, und um sie herum schleppte sich ein Tross stiller, müder Menschen. Ihre Schritte, das Schaben der Wintermäntel und die halblaut gesprochenen Wörter wurden nur durch die Schreie der Aufseher, das Jammern der Verwundeten und hin und wieder durch Schüsse unterbrochen. Zum wievielten Male schon, konnte Gerta nicht mehr sagen.

Wo hatte dieser Albtraum eigentlich angefangen?

In dem Augenblick, als die Blumen auf den Grund von Mutters Grab fielen, da haben ihn alle schon gespürt, man wusste es. Auch Vater wurde unruhig, obwohl er immer noch blind daran glaubte.

Als Gerta ihn mit einem Seitenblick streifte, sah sie, wie er sich beherrschen musste,

wie sich alle Muskeln in seinem Gesicht anspannten, wie sich seine Augen weiteten und wieder hinter einem schnellen Blinzeln verschwanden, wie er sich anstrengte, nicht zu weinen. Aber er sollte, dachte Gerta, er sollte weinen, sich die Erde von Mutters Grab auf sein kahles Haupt streuen, auf dem sich die Reste seiner blonden Haare langsam auflösten, er sollte sich mit der Erde das Gesicht einschmieren, sie sich mit seinen Tränen vermischen lassen, und vor allem sollte er um Vergebung bitten. Das sollte er. Nicht hier in Uniform herumstolzieren wie eine Taube auf der Stange und in seiner Heldenpose verfolgen, wie Mutters Sarg unter den Erdklumpen verschwindet. Werft sie nicht da rein, hört auf!, wollte Gerta rufen, aber Friedrich hielt ihre Geste zurück. Er drückte ihren Oberarm so fest, dass sie erschrak. Friedrich weint auch nicht? Wie könnte er, das treue Ebenbild seines Vaters. Gerta schaute wieder in das tiefe Loch, in dem nur noch an einigen Stellen der dunkelgraue Sarg aufblitzte.

Das Begräbnis war bescheiden. Mit ihm hatte es aber übrigens gar nicht angefangen. Diese Beerdigung war lediglich ein Glied in einer Kette von Katastrophen, die jeden Monat, jedes Jahr über sie hereinbrachen. Den ganzen Krieg über.

Dabei war das Leben vorher so schön gewesen. Und nicht nur ihres – auch das von Friedrich, Vater und Mutter, von Janinka und Karel, die Leben aller hatten Sinn und Ordnung, sie liefen nebeneinander ab, in Einigkeit, auf eine Zukunft hin gerichtet, deren Konturen Gerta deutlich vor sich sah. Im Winter zweiundvierzig, als Mutter unter dem Grabmal der Schnirchs verschwand, zerfiel diese Zukunft jedoch bereits. Das letzte Stück Sicherheit zertrat die Menschenmenge an Fronleichnam des Jahres 1945. Aber dem war noch eine Reihe von Ereignissen vorausgegangen.

Passage 2, S. 19-23

Der Krieg war lang. Er begann unauffällig, ohne dass es Gerta bemerkte, und breitete sich aus, bis er sich schließlich in alle Winkel ihres Lebens gezwängt hatte. Mit der

Streichung von Herrn Kments Zeichenkurs fing es an und setzte sich schleichend fort bis zu ihnen, nach Hause, direkt in ihre Küche, wo ihr Vater über der Zeitung lachte, wenn er ihnen vorlas, wie man aus dem Kaffeehaus *Esplanade* einen Juden nackt so schnell rausgeworfen hatte, dass er sich auf der Treppe das Genick brach. Ihre Mutter fing damals angesichts eines so menschenunwürdigen Todes an zu weinen. Das lief nicht ohne Geschrei ab, genauso wie wenn sie Frau Goldsteinová von nebenan mit einem halben Liter Milch aushalf, weil diese es nicht geschafft hatte, in den für Juden bestimmten Stunden einkaufen zu gehen. Damals dachte Gerta, dass das die Katastrophen ihres Zuhauses seien, Erdbeben, die sich zwischen den Wänden ihrer Wohnung ereigneten und den Frieden zwischen ihren Eltern bedrohten. Sie betete dann in ihrem Zimmer, dass Frau Goldsteinová nicht zu ihnen käme, wenn sie wieder Milch brauchte, dass sich ihre Mutter nicht von der kleinen Hana auf Frau Goldsteinová's Arm mit Augen, die so groß und dunkel wie die ersten aufgeplatzten Kastanien waren, erweichen ließe. Oder sie betete, dass die Menschen verschwinden mögen, die auf den Fußwegen saßen mit ihren mit Möbeln beladenen Britschkas, die in Mutters Augen immer Traurigkeit hervorriefen; genau wie jedes Treffen mit Frau Kocourová aus dem Nebenhaus, deren Jirka sich erschossen hatte, weil man sie verraten hatte, wie es heißt. Damals verstand Gerta nicht, warum ihr Vater die Mutter ins Schlafzimmer schickte, während er das dem bestürzten Friedrich, der mit Jirka einen Mitschüler verloren hatte, erklärte. Seine Zweifel zerstreute er mit einem einzigen Wort. Er sagte: Feiglinge. Und Friedrich, Vaters arischer Stolz, sein kleiner Friedrich, verstand das, wie auch sonst alles. Nichts konnte zwischen ihm und seinem Vater stehen.

Der Krieg kam schrittweise, während Gerta sich erbittert bemühte, die Veränderungen nicht in ihr Leben einzulassen. Außer Janinka, der sie ihr eigenes Zimmer anbot, als das ihre von Verwandten belegt wurde, die aus Freiwaldau vertrieben worden waren. „Sie mussten solchen weichen, wie ihr es seid“, erklärt sie leise mit gesenkten Augen und lehnte Gertas Angebot ab und sagte ihr auch lieber nicht, wie man bei ihr zu

Hause über sie, die Schnirchs, redete. Gerta schüttelte verständnislos den Kopf, sie wusste nicht, wen sie damit gemeint hatte, solche, wie sie es sind. Sie war schließlich immer wie Janinka gewesen. Sie besuchte die Zeichenkurse, bereitete sich auf die Mittelschule vor und mehr als die in den Fenstern ihrer Wohnung aufgehängten Hitlerbilder, angeleuchtet von zitternden Kerzenflämmchen, interessierten sie ihre im Schutz der Dunkelheit ihres Zimmers entblößten Brüste mit den kleinen, hervortretenden Warzenhöfen. Also ihr eigenes Leben, das mit dem Eintritt in die neue Schule so interessant wurde.

Jeden Morgen im Oktober in diesem ersten Kriegsjahr stand Gerta bei dunkelblauer Finsternis auf, durch die nicht ein einziges Lichtlein drang - neugierig und gespannt auf den neuen Tag. Das Fenster, durch das sie beim Anziehen blickte, bot ihr nur ein Bild schwarzer Schatten, die dort noch dichter waren, wo das nahende Morgenlicht durch die Schatten der mächtigen Platanen abgeschirmt wurde. Gerta stand nie länger am Fenster, als für das Ankleiden nötig war. Zur Eile zwang sie die Vorstellung vom milden Lächeln ihrer Mutter beim Frühstück, dem ein dumpfes Klappern von Tassen und Löffeln vorausging, das aus der Küche zur ihr drang.

Leise schloss sie die Tür zu ihrem Zimmer hinter sich, ging durch den Flur ins Esszimmer, wo ihre Mutter gerade das mit einem blau karierten Tuch zugedeckte Brot auf den Tisch stellte. Vater saß bereits dort und wie jeden Morgen ging er die Zeitungen vom Vortag durch. Eine neue kaufte er sich erst auf dem Weg zur Arbeit an Herrn Folls Kiosk, der in diesem Jahr den Besitzer gewechselt hatte, wie man dem Schild entnehmen konnte, auf dem stand: *Konrad Kinkel – Trafik*.

„Guten Morgen“, grüßte Gerta auf Tschechisch. Die Mutter blickte nervös auf den Vater, dann lächelte sie, nickte und der Vater sagte: „Grüß Gott.“ Er blickte von der Zeitung auf und sah zur Mutter hinüber, schüttelte bedeutungsvoll die Ränder der Zeitung und lenkte seine Aufmerksamkeit wieder den Zeilen zu. Gerta verzog ihren Mund zu einem schmalen furchigen Herz, sandte ihrer Mutter einen Luftkuss und zog die Lippen dann wieder zu einem breiten Lächeln auseinander. Sie liebte ihre Mutter

für das, was sie war, normal, mild, mit einer riesigen weichen Umarmung und runden, starken Oberarmen. Unter allen Umständen hielt sie zu ihr, auch unter den neuen, von denen Gerta nicht allzu viel verstand. Im Unterschied zu Friedrich, denn der war anscheinend schon allwissend geboren worden. Mit einer ausgefeilten *Weltanschauung* und einem Gesicht, als hätte sich ihr Vater verdoppelt. Er trug die gleiche Stirnlocke wie er, schloss genauso die Augen beim Lachen und tat, was richtig war, noch bevor es der Vater aussprach. Friedrich war ein richtiger Schnirch und Vater sah ihn deshalb auch mit anderen Augen als Gerta. Denn mit Gerta war es schon seit ihrer Kindheit anders.

Sie sprach zwar wie Friedrich deutsch und tschechisch, *Deutschland, Deutschland über alles* sang sie auf Vaters Wunsch auch, während er mit seinen massiven Schuhen, über denen weiße Kniestrümpfe emporkletterten, den Rhythmus klopfte, und zu seiner Freude trug sie Dirndl und Federhut, aber trotzdem hatte sie in seinen Augen nie denselben Wert wie Friedrich, ohne zu wissen warum. Lange versuchte sie, ihn für sich zu gewinnen, ihn zu interessieren, bis in ihr etwas zerbrach. Bis sie begriff, dass, wenn sie auch das Äußerste versuchte, sie nie so vollkommen sein würde wie er. Im Zuge der Revolte, die sie auf diese Erkenntnis hin erfasste, bemühte sie sich alle Spuren zu leugnen, die der Vater in ihr und Friedrich hinterlassen hatte, und um so mehr klammerte sie sich an die Mutter. Irgendwann in dieser Phase zerfiel auch ihre Familie in zwei Hälften – in eine deutsche und eine tschechische und zu der tschechischen gehörten nur Gerta und ihre Mutter. Zwischen Gerta und ihrem Vater tat sich ein Abgrund auf. Sie legte das grüne Dirndl mit dem Saum aus roten Blumen ab und mit ihm alle von Vaters Regeln. Dazu gehörte auch das Verbot, tschechisch zu sprechen, denn ab einer gewissen Zeit hörte ihr Vater Tschechisch nicht mehr gern. Es war irgendwann 1939, als er ihnen zu Hause eine lange Rede hielt und ihnen befahl, nur noch deutsch zu sprechen. Friedrich ging sofort darauf ein und redete seitdem nie mehr tschechisch, nicht einmal, wenn sie unter sich waren. Ihr dagegen schien das absurd.

„Rede normal“, sagte sie verständnislos, wenn beim sonntäglichen Mittagessen auch die Mutter auf Deutsch servierte. Ihre Mutter, die vorher ausschließlich tschechisch gesprochen hatte. So war es zuvor nie gewesen und Gerta sträubte sich dagegen. Nicht dass sie das Deutsche angewidert hätte, im Gegenteil, sie hatte die Sprache gern. Für sie war Deutsch schließlich ihre Muttersprache, genauso wie Tschechisch. Sie sprach deutsch draußen beim Spielen, bei Besuchen, in der Schule und in Kursen, je nach dem, an wen sie sich wendete. Sie dachte nicht darüber nach, ob sie etwas tschechisch sagen sollte, wenn sie sich mit ihren Freunden unterhielt, oder ob sie deutsch sprechen sollte, wenn sie ihren Vater sah. Einige Male war ihr Vater verärgert, weil er sie draußen tschechisch reden gehört hatte, und dann musste sie den ganzen Sonntagnachmittag auf ihrem Zimmer bleiben. Und einige Male kam es sogar vor, dass er ins Schlafzimmer ging und mit dem Rohrstock zurückkam und sie damit verdrosch, ohne mit der Wimper zu zucken. Es war ihre Mutter, die dann seine Hand ergriff und ihn unter Tränen bat, sie unter Stubenarrest zu stellen. Und sie war es auch, die Gerta später mit einem warmen Abendessen wieder daraus befreite. Serviert auf Deutsch.

Mit einem verschlafenen „Grüß Gott!“ trat Friedrich ins Esszimmer. Vor dem Fenster, von dem aus man in den verwilderten Garten im Innenhof blickte, war es immer noch genauso dunkel, auch wenn Gerta schon die Hälfte ihres Brots gegessen und der Vater die Zeitung beiseite gelegt und seine Tasse Morgentee ausgetrunken hatte. Die Mutter reichte Friedrich eine dick bestrichene Scheibe Brot mit Butter und Schnittlauch und Tee und machte ihn wie jeden Morgen darauf aufmerksam, dass er zu spät aufgestanden sei.

„Die Zeit wird knapp“, sagte sie auf Deutsch, „damit ihr es auch schafft, Kinder.“ Alle drei gingen gemeinsam in den frühen Morgen. Der Vater trieb sie im Treppenhaus mit seinem „los, los“ noch mehr zur Eile an, und dann traten sie gleichzeitig aus der Haustür, mit aufgestellten Mantelkrägen, die sie mit den Händen des Windes wegen, der unbarmherzig blies, noch fester an den Hals heranzogen. An

der Ecke *Pressburger Straße* und *Ponawkagasse* trennten sie sich. Der Vater ging bergauf durch den Park Richtung *Adolf-Hitler-Platz*, Gerta und Friedrich folgten weiter der *Horst-Wessel-Straße*, wo die *Deutsche Handelsakademie* ihren Sitz hatte.

Passage 3, S. 169-172

„Also, das können Sie wissen, die werden nicht verwöhnt. Und das haben sie auch gar nicht verdient, was?“

Gerta saß am Tisch in ihrem Büro, zurückgelehnt, die Hände im Schoß. Die Korbflasche mit Rotwein auf der Schreibtischplatte hatte Hanák aus dem Keller geholt, wohin nach und nach die Vorräte aus den deutschen Weinkellern, die noch keiner übernommen hatte, umgelagert wurden. Zu vielen kamen Gerta und Schmidt zu spät, russische Soldaten hatten sie schon ausgeraubt und ausgetrunken. Im Juni und Juli gingen sie jeden Morgen nach einer lebhaften Nacht nachschauen, welcher es diesmal gewesen war. Anfang August hatten sie aber alles in den kalten und feuchten Keller der Rosenbaums gebracht, der sich hinter dem Garten deren Hauses befand. Hanák erkundete ihn als eine der ersten Stationen, die er auf seinem Streifzug durch das unbekannte Perná machte.

Er kam gleich zwei Tage, nachdem Kratina mit zwei Lastwagen voller Möbel, beschlagnahmten Porzellans, Pfeifers Pelze, Weinfässer und Getreidesäcke abgefahren war, es verschwand sogar der Sack mit Nüssen, den Gerta in ihrem Büro gelagert und von denen sie schon einige Tage lang gegessen hatte. Das in Rosenbaums Scheune angehäuften Eigentum war geschrumpft, es fehlten vor allem Wertsachen, die für den *Fond für den nationalen Wiederaufbau* oder zum Abtransport in den Bezirk zusammengesammelt worden waren.

„Na, dann ist es doch schon im Bezirk, oder?“, lachte Hanák, als sie ihm am nächsten Tag mit Bestürzung beschrieb, was alles laut ihren Listen fehlte.

„Und soll ich das irgendwo melden?“

Hanák, der sich schon in Schmidts Büro eingerichtet hatte, lachte.

„Vielleicht nach Mikulov? Oder direkt nach Brünn? Schließlich bringt er es doch dahin. Oder woanders? Sie sind naiv, Frau.“

Gerta stand da wie angewurzelt.

„Es ist Porzellan verschwunden. Und Pelze. Einige Säcke...“

„Verschwunden? Und haben Sie das von den Juden gelesen?“

Gerta hatte schon einige Monate nicht mehr Zeitung gelesen. Das letzte Mal einen Tag nachdem Beneš in Brünn gewesen war. Danach hatte sie keinen Zugang zu anderen Druckschriften als Bekanntmachungen gehabt.

„Die sind durch den Schornstein verschwunden! Und wie viele waren das! Und wie viel von deren Geld verschwunden ist! Wer sorgt sich da um ein paar Töpfe, Frau!“

Gerta lehnte sich an den Türrahmen.

„Ich habe hier auf Anweisung von Herrn Kommissar Schmidt genau Buch geführt.“

„Na, dann streichen Sie es aus Ihrer Liste. Schreiben Sie, dass das einem Kratina aus Brünn übergeben wurde. Und dann haben wir es in den Akten... - wenn das überhaupt mal jemanden interessieren sollte. Wissen Sie, Frau, überhaupt, dass Krieg war und was in so einem Krieg vor sich geht? Wen interessieren da irgendwelche Töpfe, bitteschön?“

„Das weiß ich natürlich. Wäre der Krieg nicht gewesen, wäre ich nicht hier, sondern in Brünn in meiner Wohnung.“

„Na, sehen Sie. Aber Sie haben es verdient, nicht wahr. Sie sind Deutsche.“

„Ich habe nie jemandem etwas getan. Und meine Mutter war Tschechin.“

„Na ja, aber der Herr Vater Deutscher, nicht wahr? Und hatte der Herr Vater ein reines Gewissen?“

„Das weiß ich nicht. Aber ich habe ein reines Gewissen.“

„Nur dass es so nicht läuft, wissen Sie. Das muss man auseinander halten. Mit jemandem, der auf den jungen tschechoslowakischen Staat pfeift, baut man keinen

starken tschechoslowakischen Staat, wissen Sie? Wo würden wir denn da hinkommen... - wieder dorthin, wo wir schon mal waren, nicht wahr? In der Sache hat Beneš wirklich recht.“

Gerta wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Ob das, womit Beneš recht hatte, das war, was in ihren letzten Tagen in Brünn an den Hauswänden geschrieben stand:

„Němci ven! Deutsche raus!“, oder ob es schon wieder etwas Neues war.

Die Zípfelová hatte zu Hause kein Radio und die Zeitung konnte Gerta nicht bekommen, wenn überhaupt jemand in Perná eine hatte.

„Und überhaupt müsst ihr abarbeiten, was ihr hier eingeheimst habt. Was ihr hier so alles weggetragen habt, he? Wie viel sich hier die Deutschen unter den Nagel gerissen haben...Bilder und Geschmeide aus Prag, gerade haben sie darüber geschrieben. Und von uns, was haben sie uns alles aus Brünn weggeschleppt. Und wie viele mussten dafür büßen...schweigen! Arbeiten, arbeiten und dankbar dafür sein, dass wir euch am Leben lassen, haben wir uns verstanden?“

In Gerta breitete sich innerlich eine Eiseskälte aus. Sie konnte diesen Winzling mit den roten Adern im Gesicht wegen seiner Borniertheit nicht mehr ertragen, mit der er ihr Leben in denselben Topf warf wie das eines jeden Nazis. Als ob sie etwas gehortet hätte, als ob sie jemandem dankbar sein müsste, dass er sie dafür geohrfeigt und vergewaltigt und versklavt hat, dass sie nie jemandem etwas getan hat.

„Ich habe nie jemandem etwas getan.“

Hanák schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Jeder Deutsche hat etwas getan, alle sind schuldig, Frau, hören Sie? Die Deutschen haben der Besetzung der Tschechoslowakei zugestimmt, alle. Ich kenne keinen Einzigen, der das nicht gewollt hätte. Und alle haben sie dann gelebt wie die Maden im Speck, im Protektorat, jeder hat sein Scherflein dazu beigetragen. Und alle Tschechoslowaken haben darunter gelitten, klar? Also werden jetzt alle Deutschen diese Suppe schön wieder auslöffeln. Und dann sollen sie verschwinden und uns in unserer Republik in Ruhe lassen. Und Sie gehen in den Keller und holen eine neue

Flasche, aber aber hübsch ungeöffnet, klar? Ungeöffnet bringen Sie sie mir. Und dann die restlichen Papiere.“

Gerta wandte sich um und ging aus dem Büro. Sie musste sich zum Schweigen zwingen, was hätte das für einen Sinn, sich mit diesem kleinen selbstverliebten Kerl mit den leer getrunkenen Augen zu streiten. Vor Wut und Ohnmacht schnürte es ihr die Kehle zu.

Passage 4, S. 237-239

Zu Hause. In der Stadt, die der, in der sie einmal gelebt hatte, kaum mehr ähnelte. Ihre Heimat existierte nicht mehr. Ihre Wohnung gehörte einem anderen, in der Straße, in der sie einst gewohnt hatte, fehlten ganze Häuser und die Menschen. Die Läden, in die sie einkaufen gegangen war, waren verschwunden, genauso wie ihre Besitzer. Von den Alteingesessenen, die in der Gegend gewohnt hatten, war fast keiner mehr da. Wenn jemand geblieben war, dann nicht in seiner Wohnung, sondern war im Glauben an die Zukunft in eine schlechtere gezogen, denn die Musterhäuschen und -wohnungen nahmen die Sieger ein. Die Klingelschilder an den Häusern in der Pressburger Straße, Schöllergasse, Köffillergasse, Sterngasse und Französischen Straße, überall da, wo sie vor und während des Krieges tagtäglich vorbei gegangen war und die sie so gut kannte, waren nicht mehr vorhanden oder trugen den tschechischen Namen eines neuen staatlichen Unternehmens. Außer von den Böhringers und den Bürgers, von denen ihnen damals Jana Tvrdoňová erzählt hatte, außer von Johanna, Antonie und den anderen, die sie in Südmähren getroffen hatte, wusste sie von niemandem aus der ursprünglichen deutschen Bevölkerung, der geblieben wäre. Man sah es den Brünner Straßen an und schließlich konnte man es auch in der Zeitung lesen. Kaum eineinhalbtausend seien in der Stadt geblieben, las sie. Von dem ganzen auserkorenen Fünftel der Brünner *Oberschicht*, zu der sich ihr Vater und Friedrich während des Krieges voller Stolz zählten.

„Alle waren dort! Über sechzigtausend deutsche Hände haben von Neurath begrüßt... Da hättet ihr mal die Einheit und Stärke des Reichs gesehen“, hatte damals ihr Vater im Flur nach ihrer Rückkehr von der Versammlung gewettert, völlig erregt, erhitzt von der Menge, in der angeblich kein einziger Brünner Deutscher gefehlt hatte.

„Alle...und die vielen Glaubensgenossen, ach was...mehr als hunderttausend!“, rief Friedrich und machte mit den Händen eine Geste, mit der er den ganzen Adolf-Hitler-Platz umfasste, bevor sich hinter ihm und dem Vater die Tür zum Esszimmer schloss, wo sie immer Radio hörten. Gerta war mit ihrer Mutter daheim geblieben, sie gehörten einfach nicht zu dieser Menge.

Und nun, zu Beginn des Jahres 1959, waren sie also nur noch anderthalbtausend Deutsche, solche die durchgehalten hatten, weil sie sich wahrscheinlich für nichts zu schämen brauchten, und die so sehr an ihrem Ursprung hingen, dass sie fähig waren, dafür den Kränkungen standzuhalten und sich auch heute noch öffentlich zu ihrer Nationalität zu bekennen. Wie zum Beispiel Johanna. Aber zu denen gehörte nicht Gerta, deshalb schrieb sie ein Jahr nach ihrer Rückkehr nach Brünn, als sie die Felder des schwarz-weißen Formulars der ersten Volkszählung nach dem Krieg ausfüllte, in die Zeile *andere Nationalität* nicht „deutsch“. Sie hatte keinen Grund, nicht auf Karel zu hören und nicht *tschechische Nationalität* bei sich und Barbora anzukreuzen.

„Warum willst du das Ganze verkomplizieren? Es ist an der Zeit, dem ins Auge zu sehen, es sich nicht schwerer zu machen, als es sein muss... du hast doch immer von dir behauptet, dass du Tschechin bist. Nach deiner Mutter. Dann bekenne dich offen dazu“, sagte er.

Und Gerta tat es, auch wenn sie das Gefühl hatte, dass sie nie jemand wie eine Tschechin behandelt hatte. Nicht vorher im Brünn der Kriegszeit und auch nicht danach in Perná, wo sie Deutsche auch laut ihres ersten Ausweises war, den sie ohne jemals zu etwas gefragt worden zu sein, schon ausgefüllt bekommen hatte. In die Aufenthaltserlaubnis für *Personen ohne Staatszugehörigkeit*, die ihr im Jahre 1947 erteilt wurde, als man endlich Ordnung zwischen den letzten Abtransportierten und

denen machte, die in Perná bleiben durften, hatte man bei *Gertruda Schnirchová* „deutsche Nationalität“ eingetragen, bei Barbora ebenso. So haben sie ihr noch einmal bestätigt, dass sie nicht zu ihnen gehörte, und daran würde sich nichts ändern, auch hier in Brünn nicht, wo schon in ihrem ersten Personalausweis die tschechische Staatsbürgerschaft vermerkt war. Ihr Vorname verriet sie ohnedies, und er würde sie auch verraten, wenn dahinter Němcová, stünde, wie sie es sich manchmal mit einer gewissen Ironie vorstellte. Nur Barbora, der würde das wahrscheinlich helfen. Aber der, dafür wollte Gerta sorgen, sollte auch ihr jetziger Nachname nicht schaden. Und ihretwegen kreuzte sie das Feld mit der tschechischen Staatsbürgerschaft an, auch wenn sie sich mit der nicht identifizieren wollte. Nach den Jahren in Perná war sie eingeklemmt in einer Fuge zwischen den Nationalitäten, mit einem gespaltenen Verhältnis zu allem, was um sie war. Ihre Welt reichte von Karel zu Barbora, bis zu den vier Wänden ihrer neuen Wohnung, wo die Politik sie nicht erreichen konnte. Zumindest bis auf Weiteres, sagte sie sich, als sie sich daran erinnerte, wie leicht die Außenwelt sie 1945 auch innerhalb der Wände ihres Zimmers eingeholt hatte.

Passage 5, S. 271-272

Die „Prager deutsche Wanderbühne“ ist nach Brünn gekommen. Gerta glaubte ihren Augen nicht, als sie die Rubrik mit den Ankündigungen in der „*Rudé právo*“ überflog. Dass es wirklich noch jemand versuchte? Glaubte wirklich noch jemand daran?

Ihre Arme bedeckten sich mit einer Gänsehaut. Wie lange versuchte sie nun schon so zu tun, als hätte sie mit Deutschem nichts gemein? Acht Jahre? Die „Prager deutsche Wanderbühne“ ist nach Brünn gekommen, las sie noch einmal. Eine Theatergruppe, die auf Deutsch spielte. Sie hoffte, dass Johanna nicht von ihr wollte, dass sie mit ihr dort hinging, in ein deutsches Theaterstück, das sie wieder an das germanische Blut in ihr erinnern würde. Den verhassten Teil ihrer selbst.

Gerta legte die Zeitung zusammen, faltete sie auf ein Viertel ihres Formats und warf sie in den Abfalleimer, leicht, als ob nichts gewesen wäre, rutschte sie neben leere Plastikbecher, sie musste sich nicht einmal mühsam einen Platz erkämpfen. Deutschtum in ihr gab es nicht. Auch früher nicht, obgleich sich der Vater darum bemüht hatte. Sie hatte wegen dem großen gedruckten *D* auf ihren Lebensmittelkarten genug gelitten. Mehr als ertragbar war, und sie war froh, dass sie es manchmal vergessen konnte. Auch wenn es die anderen nicht konnten. Wegen denen wurde ihr immer noch ein Teil von ihrem Lohn abgezogen und bekam sie immer noch keinen anderen Arbeitsplatz als in der Fabrik, die eine Wegstunde von ihrer Wohnung entfernt lag. Und wie viel schlimmer war es für Barbora. Es war von Anfang an klar, dass die Genossinnen Lehrerinnen genau wussten, mit wem sie sprachen. Und Barbora trat mit dem Ränzchen auf ihrem Rücken in das Klassenzimmer, drehte sich zu Gerta mit einem vertrauensvollen Lächeln aus einem Mund voller Zahnlücken um und winkte. Es dauerte nicht lange, bis sie verweint aus der Schule kam, jedesmal mit einer anderen Geschichte, die sich ihre Mitschüler für sie ausgedacht hatten. Wie kamen sie nur darauf? Erst als sie selbst die Verachtung hörte, mit der die Genossin Lehrerin beim Elternabend Barboras Unfähigkeit, ähnliche Buchstaben auseinander zu halten, auswertete, wurde ihr klar, woher der Wind wehte. Diese Kuh mit dem hochgekämmten Knoten im Haar, die auf dem Lehrerpodium den Spitzer auf ihrer geöffneten Handfläche hüpfen ließ, immer wieder und wieder, in Diktatorpose mit dem Gegenstand ihrer Macht, tyrannisierte ihre Tochter vor den Augen der ganzen Klasse. Am Ende des ersten Jahres schlug sie Gerta vor, Barbora in die Sonderschule zu versetzen. Andernfalls müsse sie die Klasse wiederholen. Und so geschah es auch. Obwohl Karel ein Wort für sie eingelegt hatte, schritt Barbora im nächsten Jahr noch einmal über die Schwelle der ersten Klasse. Auch wenn Gerta ahnte, dass ihre Tochter nicht mit dem schärfsten Verstand geboren wurde, war sie sich ganz sicher, dass sie vor allem mit dem falschen Namen geboren worden war. Die Ungerechtigkeit, die vom Vater auf den

Sohn übergeht, von der Mutter auf die Tochter. Aber warum Barbora, die damals noch nicht einmal gelebt hatte. Wie lange kann der menschliche Hass andauern? Gerta fühlte sich ohnmächtig. Sie konnte sich selbst davor nicht schützen, aber zum Teufel, sie hatte sich immer behelfen können. Barbora aber, die Gerta mit verständnislosen, weit geöffneten, kindlich ratlosen Augen anblickte, konnte sie nicht davor bewahren. Das Deutschtum in ihr ersticken, das war das Einzige, was Gerta für sie tun konnte. Für sich und Barbora. Es vergessen. Ihr nicht einen Tropfen des vergifteten Blutes weitergeben, damit ihre zweite Hälfte, die sie in sich trug, nicht verdorben wurde. Nicht die Sprache benutzen, die ihr, Gerta, soviel Unglück gebracht hatte, sich nicht einmal deren Existenz eingestehen und auf keine Vorstellung irgendeiner deutschen Theatergruppe gehen.

Aus dem Tschechischen von Iris Riedel